

„Ausgesandt sein“

Predigt von Bischöfin Dr. Beate Hofmann zu Lk 10, 1-12 zum Ordinationsjubiläum am 9.9.22 in Bad Hersfeld

Liebe Ordinationsjubilareinnen und -jubilare, liebe Schwestern und Brüder,
der heutige Tag lädt ein, zurückzublicken und Bilanz zu ziehen. Welche Bilder und Erinnerungen steigen in Ihnen auf, wenn Sie an Ihre Ordination vor 25, 40, 50, 60 Jahren zurückdenken?

War das ein fröhliches Fest der Kirche, umgeben von netten Kolleg*innen und erwartungsvollen Gemeinden?

Oder war es vor allem ein besonderer geistlicher Moment, die Schwelle in einen Beruf, der auch Berufung braucht, die an diesem Tag Urkunde und Siegel bekam?

Oder war es ein letzter anstrengender Akt auf dem langen Weg ins Amt, der mit vielen Herausforderungen (Examensprüfungen, Sorge um mögliche Stellen, Angst vor Überforderung und Familienunvereinbarkeit) gepflastert war, bevor es endlich losgehen konnte??

Vielleicht erinnern Sie sich noch, mit welchen Erwartungen und Hoffnungen Sie damals losgezogen sind in Ihr Pfarramt? Und jetzt, 25, 40, 50, 60 Jahre später, was ist daraus geworden?

Vielleicht sitzen Sie hier erfüllt und dankbar, haben Ihren Platz gefunden, an dem Sie Ihre Gaben und Talente einbringen können, wo Menschen angeregt auf Ihre Impulse reagieren und gern mit Ihnen an Projekten und Ideen arbeiten.

Vielleicht sitzen Sie hier auch relativ frisch im Ruhestand und immer noch damit beschäftigt, die neue Rolle, den neuen Rhythmus zu finden. Oder Sie blicken altersweise und gelassen auf die Ernte eines reichen Lebens zurück.

Vielleicht vermissen Sie jetzt sogar Dinge aus dem Amt, die Sie früher eher lästig fanden, die aber dazu gehörten und Salz oder Pfeffer im Alltag waren.

Manche sitzen hier heute vielleicht mit Müdigkeit und Erschöpfung in den Gliedern. Die letzten Pandemie-Jahre waren anstrengend, haben viel gefordert und noch mehr in Frage gestellt. Und immer mehr spüren wir am eigenen Leib, was wir vorher in der Literatur über Säkularisierung, religiösen Traditionsabbruch und den Relevanzverlust der Kirchen gelesen haben: Die Kirchen werden leerer, Taufe, Trauung und Beerdigung sind nicht mehr

selbstverständlich, ehrenamtliches Engagement muss ermutigt und immer wieder neu eingeworben werden. Und viele Menschen sehen für sich keine Relevanz mehr in unserer Botschaft und den Fragen, mit denen wir uns beschäftigen und in den Angeboten, zu denen wir sie einladen. Solche Erfahrungen von Irrelevanz schmerzen. Und dazu die Mühen mit Verwaltung und Konflikte um Ressourcen und Konzepte. Was kommt noch? Wie wird es weitergehen mit uns als Kirche?

Wir arbeiten ja als EKKW gerade intensiv an diesen Fragen: Was ist unser Auftrag? Wozu sind wir als Kirche da, jetzt und in Zukunft? Was ist wesentlich, was ist verzichtbar? Wie kann das gehen, Fokussieren und Prioritäten setzen, Vertrautes loslassen und anders Kirche sein?? Anders, weil die Welt, in der wir leben, sich so drastisch verändert und vieles, was über viele Jahre gut und richtig war, langsam nicht mehr passt.

Im Nachdenken über die Kasualie Ordinationsjubiläum wurde mir deutlich, wie wichtig gerade deshalb die geistliche Dimension dieses Tages ist. Dieser Tag soll Sie in all den Fragen, Freuden und Sorgen an das erinnern, was Sie in dieses Amt und durch dieses Amt trägt.

Vielleicht erzählt Ihr Ordinationspruch von dem, was Ihnen Kraft gibt und Sie ermutigt, vielleicht ist ein anderes Bibelwort in den letzten Jahren für Sie wichtig geworden?

Ich habe für dieses Jubiläum einen Text ausgesucht, der durchaus fordert, aber auch orientiert in der Frage: wozu sind wir da?

Lukas 10, 1-12, die Einsetzung und Aussendung der Zweiundsiebzig

1 Danach setzte der Herr zweiundsiebzig andere ein und sandte sie je zwei und zwei vor sich her in alle Städte und Orte, wohin er gehen wollte, 2 und sprach zu ihnen: Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige. Darum bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter aussende in seine Ernte. 3 Geht hin; siehe, ich sende euch wie Lämmer mitten unter die Wölfe. 4 Tragt keinen Geldbeutel bei euch, keine Tasche, keine Schuhe, und grüßt niemanden auf der Straße. 5 Wenn ihr in ein Haus kommt, sprecht zuerst: Friede sei diesem Hause! 6 Und wenn dort ein Kind des Friedens ist, so wird euer Friede auf ihm ruhen; wenn aber nicht, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden. 7 In demselben Haus aber bleibt, esst und trinkt, was man euch gibt; denn ein Arbeiter ist seines Lohnes wert. Ihr sollt nicht von einem Haus zum andern gehen. 8 Und wenn ihr in eine Stadt kommt und sie euch aufnehmen, dann esst, was euch vorgesetzt wird, 9 und heilt die Kranken, die dort sind, und sagt ihnen: Das Reich Gottes ist nahe zu euch gekommen. 10 Wenn ihr aber in eine Stadt kommt und sie euch nicht aufnehmen, so geht hinaus auf ihre Straßen und sprecht: 11 Auch den Staub aus eurer Stadt, der sich an unsre Füße gehängt hat, schütteln wir ab auf euch. Doch das sollt ihr wissen: Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. 12 Ich sage euch: Es wird Sodom erträglicher ergehen an jenem Tage als dieser Stadt.

Vielleicht haben Sie beim Zuhören an einen oder anderen Punkt innerlich geseufzt. Ja, „der Arbeiter sind wenige.“ Damals bei Jesus wie heute, und es werden immer weniger, die Zahl der Vakanzen wird steigen, die Suche nach Ehrenamtlichen gestaltet sich mühsam, der Nachwuchs für alle kirchlichen Berufe ist spärlich. Aber das ist offensichtlich kein neues Problem. Interessant finde ich die Bewältigungsstrategien, die in dieser Aussendungsrede

Jesu deutlich werden. Vielleicht bieten die auch den ein oder anderen Impuls für unsere Situation.

Zuerst einmal: Die erste Reaktion auf die Situation des Mangels ist das Gebet. Wir sollen Gott bitten, dass er Arbeiter aussende, dass sein Geist Menschen ansteckt, begeistert. Also nicht sofort ein Aktionsplan entwickeln, sondern uns Gott zuwenden und auf Gottes Wirken vertrauen. Gott bitten; intensiv beten, können Sie das noch?? Für mich war das in der Ausbildung zur geistlichen Begleiterin eine der größten Herausforderungen: stundenlang allein mit einem Bibelwort und meinem Gott in den Dialog zu gehen. Wieder ganz persönlich und intensiv zu beten, nicht nur öffentlich oder stoßweise in besonderen Momenten. Es war in meinen ersten Amtsjahren kein großes Thema, diese ganz persönliche Seite meiner Spiritualität; dabei ist sie zentraler Nährboden für die Arbeit in diesem Amt. Darum ist es gut, dass es geistliche Orte und Zeiten gibt in unserer Landeskirche, um die Verbindung zu dieser Quelle zu pflegen und zu stärken.

Trauen wir dem Gebet etwas zu? Das mit dem Wirken des Heiligen Geistes ist ja so eine Sache. Einerseits entlastet es ungemein, dass der Geist weht, wo er will und wir das eben nicht machen können, auch nicht durch das beste Konzept der Welt. Wenn er aber andererseits manchmal einfach nicht wehen will, wenn ich trotz intensiver Vorbereitung für einen schönen Gottesdienstes doch in manch leeres Gesicht blicke und spüre, die Gemeinde sitzt in Gedanken schon längst beim Festessen – dann sind das Vertrauen auf Gottes Geist und das Gebet nicht nur Zuflucht, sondern die Kraftquelle, die aushalten hilft, was da mühsam ist.

Zweiter Impuls: „Geht hin.“ In diesen zwei Worten steckt für mich die ganze Programmatik einer missionalen Kirche. Geht hin, wartet nicht, bis die Leute zu uns kommen, sondern geht hin zu ihnen, in die Häuser, in die Dörfer und Städte, auf die öffentlichen Plätze, dahin, wo über die Zukunft gestritten, um ein gutes Miteinander gerungen oder über Not geklagt wird. Bleibt, esst, trinkt, teilt Leben, geht in Austausch, denn Mission ist geben und nehmen, teilen und mitteilen.

Wie dieses Hingehen geschehen soll, das erzeugt beim Lesen durchaus Unbehagen bei mir: Wie Lämmer unter die Wölfe, ohne Geldbeutel, Tasche, Schuhe und ohne auf der Straße zu grüßen. Die ganze Radikalität der urchristlichen Wandercharismatiker kommt hier zum Ausdruck. Sich bedingungslos einlassen auf das, was geschieht, mit großer Offenheit und ohne Vorbehalte oder Absicherungen, nur im Vertrauen auf Gott und die Menschen. Bei so manchem Hausbesuch in meiner Vikariatsgemeinde in einem sozialen Brennpunkt hat sich das so angefühlt: völlige Ungewissheit, was hinter der Tür auf mich warten wird. Und manchmal war das wirklich zum Fürchten, mit betrunkenen Männern und verängstigten Frauen, oder mitten hinein in eine abgrundtiefe Einsamkeit und Leere. Aber es ist mir nie etwas Schlimmes passiert und immer wieder war ich fasziniert, wie viel Vertrauen ich genossen habe, nur weil ich „von der Kirche“ komme. Dieses Vertrauen ist unser großer Schatz und darum ist sein Missbrauch so dramatisch und unbedingt zu verhindern und zu bekämpfen, soweit das irgend möglich ist.

Ein zentrales Stichwort dieser Rede Jesu ist der Friede. Mit dem Gruß „Friede sei mit euch“ beginnt der Kontakt zu Menschen. Der Stellenwert von Frieden hat sich uns ja in den letzten

Monaten auf dramatische Weise wieder erschlossen: Die Pandemie hat viel Unfrieden gestiftet, Gräben der Aggression und des Nichtverstehens in Familien, Vereinen, Betrieben oder Kirchenvorständen aufgerissen. Dann dieser schreckliche Krieg in der Ukraine, der uns zusammen mit allen anderen Kriegen zeigt: Frieden ist nicht selbstverständlich, sondern hart errungen, manchmal sogar bitter erkämpft.

Und jetzt bereiten wir uns auf einen Herbst und Winter vor, der soziale Gegensätze und Spannungen wieder verschärfen wird. Friedensarbeit wird notwendig bleiben. Wir können etwas dazu beitragen, durch Gesprächsangebote, durch Möglichkeiten der Begegnung, durch diakonische Hilfe, durch Einübung in gewaltfreie Kommunikation und Streitschlichtung. Und das trägt Früchte. „Wenn sich ein Kind des Friedens in einem Haus findet, wird der Friede auf ihm ruhen.“

Und wenn nicht? „Sonst wird sich der Friede wieder zu euch wenden.“ Sagt Lukas. Was das konkret heißt, wird in einem späteren Vers noch einmal beschrieben: „Wenn ihr aber in eine Stadt kommt und sie euch nicht aufnehmen, so geht hinaus auf ihre Straßen und sprecht: Auch den Staub aus eurer Stadt, der sich an unsre Füße gehängt hat, schütteln wir ab auf euch.“

Ein ungewöhnliches Ritual ist das, aber vielleicht ein hilfreiches, um mit Zurückweisung, Kränkung und Verletzung umzugehen. Haben Sie schon mal so richtig den Staub von den Füßen abgeschüttelt? Probieren Sie mal! Ich bin mir sicher, es fällt Ihnen eine Situation ein, die sie abschütteln wollen. Füße schütteln belebt, lässt die Füße prickeln und kribbeln. Vielleicht müssen wir auch das wieder verstärkt einüben, das Loslassen von Enttäuschungen und Ablehnung, damit wir nicht so viel Energie an solche Verletzungen verwenden und uns an dem Schmerz darüber abarbeiten.

Drei Aspekte sind mir noch besonders wichtig an diesem reichen Text: V. 9 „Heilt die Kranken und sagt ihnen: das Reich Gottes ist nahe zu euch gekommen.“ Das zeigt das missionale Vorgehen: Erst die Verkündigung mit der Tat und dann mit dem Wort, Diakonie vor Mission. Zuspruch vor dem Anspruch, bedingungslose Zuwendung vor der Frage nach der Mitgliedschaft. An dieser Reihenfolge werden wir uns immer wieder abarbeiten, diese Reihenfolge ist uns hier ins Stammbuch geschrieben.

Und das zweite steckt gleich im ersten Vers. „Und er sandte sie je zwei und zwei.“ Jesus schickt keine Einzelkämpfer los, sondern Duos. Gemeinsam sollen sie sich unterstützen, ermutigen, offenhalten, loslassen einüben, weitergehen. Kollegialität und Kooperation sind die Grundressourcen auf diesem Weg, auch das ist manchmal herausfordernd.

Wohin dieser Weg führt? „Das Reich Gottes ist nahe zu euch gekommen“, sagt Jesus. Manchmal erleben wir es schon mitten unter uns, in den Momenten, wo Himmel und Erde sich berühren, wo Worte sich erschließen, Herzen sich öffnen, der Geist weht und Gemeinschaft entsteht. Ich bin sicher, Sie haben solche Erfahrungen vor Augen.

Solche Momente sind unsere Schätze, sie sind wie Krafriegel oder Kraftspritzen, deren Wirkung die Müdigkeit vertreibt. Weil wir das Ziel unseres Weges, zu dem wir berufen sind, in diesem Augenblick schon sehen. Möge Gott unsere Herzen und Sinne immer wieder auf

diese Momente richten, dass wir bewahrt werden in seinem Frieden zum ewigen Leben.
Amen.